

weibliche Arbeitskräfte. Schon gruppenmäßig für unseren Kreis also nicht in Frage kommend. Die neuseeländische Regierung bevorzugt immer noch britische Einwanderer; also ist an die Möglichkeit einer Eigensiedlung für deutsche Landwirte in diesem Land kaum zu denken.

Ich bin gefragt worden, wie es mit den Möglichkeiten für deutsche Tropenpflanzer auf dem unter neuseeländischer Treuhänderschaft stehenden Teil der Samoa=Inseln steht. Leider nicht gut. Die Einwanderungsbehörden erteilen Aufenthaltsbewilligungen nur an Geschäftsreisende, die die Inseln für kurze Zeit besuchen. Anträge auf Arbeitsbewilligung verfallen generell der Ablehnung.

Wegen der Aussichten in Südafrika und in Rhodesien und Nyassa=land darf ich auf meine Ausführungen im letzten Kulturpionier verweisen. Die dort geschilderten Möglichkeiten bestehen auch heute noch.

In Süd= und Mittelamerika hat sich ebenfalls am vorjährigen Sachstand nichts geändert.

Die Einzelauswanderung auf eigene Initiative tritt wieder stärker in den Vordergrund. Die Möglichkeiten, auf Grund von zwischenstaatlichen Abkommen innerhalb von Auswanderergruppen auszureisen, gehen immer mehr zurück.

Der Eigeninitiative ist aber auch ein weites Feld in der Welt eröffnet. Es gibt keine hemmenden Devisenbestimmungen mehr. Für Reisezwecke kann jetzt ein unbeschränkter Betrag mit über die Grenze genommen werden. Das erforderliche Geld muß zwar in der Heimat erst erarbeitet werden, Verbindungen müssen nach Übersee geknüpft werden. Das Ziel im Ausland muß wohlüberlegt ausgesucht und verträglich gesichert werden.

Aber das sind Vorarbeiten, die den rechten Pioniergeist erst schaffen, der für ein Behaupten in Übersee unerläßliche Voraussetzung ist.

Aus der tropischen und subtropischen Landwirtschaft

Aufbau einer Kaffeepflanzung im Ostafrikanischen Steppenland nach dem 1. Weltkriege

Karl Landgrebe, 08/10

Kamerad Landgrebe gehört zu den deutschen Pflanzern, die zweimal draußen aufbauten und zweimal um den Lohn ihrer Arbeit betrogen wurden. Er ist Ostafrikaner, ostafrikanischer Kaffeepflanzer.

Das erste Mal, 1911, begann er unter glücklichen äußeren Verhältnissen. Die Pflanzung entstand am Meru. Vom damaligen Besiedlungskomitee erhielt er zunächst 400 ha. Teils war's schwerer Regenwald, teils baumreiche Savanne. Später kamen noch 600 ha Weideland dazu. „Das Land grenzte im Osten an einen in tiefer Waldschlucht dahinströmenden Gebirgsbach, den Malala, im Westen an einen wunderschönen Kratersee, den Balbal=Diluti, den Aufenthaltsort von Flusspferden und viel Wassergeflügel. In ihm spiegelte sich der mächtige 4700 m hohe Meru, den unten die Maisfelder und Bananenhaine der Eingeborenen, darüber die Wälder und Hochmatten umgaben und der oben in Felszinken endigte.“

Drei Jahre angestrebter, doch glücklicher Aufbauarbeit. Dann kam der Krieg. Was ist viel zu erzählen — Landgrebe ging den Weg, den fast alle jüngern deutschen Pflanzler gegangen sind: Schutztruppe, Gefangenschaft und Ende 1919 Heimkehr in die Trostlosigkeit der Heimat.

Ostern 1925 begann dann der zweite Aufbau. Wieder in Ostafrika; aber unter andern, weit schwierigeren Verhältnissen.

Um diesen zweiten Aufbau geht es hier in diesem Aufsatz. Es geht darum, zu zeigen, wie Kamerad Landgrebe der Schwierigkeiten Herr wurde, wie er die Verhältnisse, die einen Erfolg der Pflanzarbeit von vornherein mehr oder weniger als problematisch erscheinen ließen, meisterte.

Es sind Ausschnitte aus Karl Landgrebes Lebenserinnerungen, die hier vorgelegt werden. Alles Persönliche ist herausgelassen worden; um den Pflanzler handelt es sich, um den Weg, den er als Pflanzler ging.

Seit den Jahren des 2. Aufbaus ist schon wieder ein Menschenalter dahingegangen. Auch dem Kaffeebau sind inzwischen neue Erkenntnisse geworden. Und so könnte manches in Landgrebes Bericht veraltet erscheinen. Das soll in Kauf genommen werden. Die Grundprobleme aber, in die der Kaffeepflanzler gestellt wird, sind heute und damals die gleichen — im wesentlichen, sicherlich nicht im einzelnen. Aber auf die zeitlich gebundenen Besonderheiten kommt es hier nicht an.

„Herbst 1925 — Wir wollten eigentlich nach Kenja, da Tanganyika, wie unser Ostafrika damals hieß, für Deutsche gesperrt war. Unterwegs erfuhren wir, daß Tanganyika binnen kurzem für Deutsche geöffnet werden würde. Also verließen wir in Mombassa das Schiff, um, wenn sich die Tür öffne, bereit zu sein. Und als es dann so weit war, brachte uns die Bahn über Voi zum Kilimandscharo, in unsere alte Heimat.

Wir sahen uns am Kilimandjaro und Meru nach Land um. Wir sahen unser einstiges Land am Dilutisee — verwahrlost. Wir kauften uns endlich im Regenschatten des Kilimandjaros in reiner Grassteppe an. Erst 6 km oberhalb sahen wir den grünen Saum des Gürtelwaldes. Die damaligen Preise für Land in guter Kaffeelage am Südhang des Gebirges waren für uns unerschwinglich — bot uns doch ein Grieche den ha Waldland für 1000 Schilling an. Das waren für 60 ha, die wir benötigten, 60 000 Schilling. Dazu wären die hohen Rodungskosten gekommen. Auch die Löhne, wie alle andern Preise, waren damals außerordentlich hoch.

In meiner Trockenlage nun war ich auf reichliche Bewässerung angewiesen. So war die erste Arbeit der Bau des Wassergrabens, der 7 km weit aus dem Urwalde herabgeführt werden mußte. Meine geodätischen Kenntnisse kamen mir dabei sehr zustatten. Mit ihrer Hilfe verschaffte ich mir auch eine Nebeneinnahme — ich führte für andere Pflanzer ähnliche Vermessungen durch. Wir begannen sofort auch mit dem Bau eines massiven Wohnhauses. Ein großes Arbeiterdorf entstand abwärts und windlewärts aus hygienischen Gründen. Die Leute strömten uns in Menge zu, als sie hörten, daß wir Deutsche wären, auf deren Rückkehr sie gewartet hatten. So ging die Arbeit flott an.

Selbst aber mußte ich nach vier Wochen ins Innere, um Arbeitsochsen zu kaufen. Meine Frau versah die Pflanzung. In Gewaltmärschen erreichte ich über Mbulu den Versteigerungsplatz Dongobesch und erstand 24 Ochsen. In zunächst langsamen Märschen über das Hochplateau, dann aber unter Schwierigkeiten — eine wasserlose, tsetsegefährdete Strecke mußte in dreizehnstündigem Nachtmarsch überwunden werden — brachte ich die gekauften Ochsen heim. Mit sechs schon vorher erworbenen Ochsen ging das Einbrechen der neuen vor sich. Dann begann das große Pflügen des noch nie gepflügten Steppenbodens, zuerst mit dem 10 cm tief gehenden Schälppflug (Jumbo), dann mit dem 30 cm tief greifenden Scheibenpflug (Koodoo), der von 18 Ochsen gezogen wurde. Um wechseln zu können, kaufte ich von einem Buren 14 weitere eingefahrene Ochsen samt Geschirr und einem der bekannten, großen Burenwagen, den ich später benutzte, um den Mist aus den Eingeborenenkraalen in die Pflanzung zu fahren. Weihnachten 1925 schon konnten wir das Wohnhaus beziehen, hinter dem der große Hof mit den Wirtschaftsgebäuden und dem ein Morgen großen Kaffeetrockentplatz lag.

Da hier lange Monate heftige Winde wehten, von Mai bis Oktober der Passat aus Süden, im Januar und Februar der Monsun von Norden, so entschloß ich mich, die von Jahr zu Jahr sich ausdehnenden Kaffeeschläge in einen Waldgürtel einzuschließen, den Feldern selbst einen reichlichen Schattenschutz zu geben und durch Grevillenalleen, die die 2 ha großen Schläge umrahmten, jede schädliche Windwirkung auszuschalten. Es entstand ein richtiger Wald in der sonst kahlen Steppe, der eine von Jahr zu Jahr mehr auffallende Wirkung ausübte. Hatte ich im Jahresdurchschnitt der ersten vier Jahre einen Niederschlag von 485 mm, so in den zweiten vier Jahren einen solchen von 525 mm, in den dritten vier Jahren von 610 mm und kam in den letzten vier Jahren auf nahe an 700 mm, wobei zu bemerken ist, daß diese Zunahme nur für meine Station zutrif.

Nach dem 8. Jahr begann sich auch die Vegetation in der näheren Umgebung stark zu verändern, auch dort, wohin niemals Pflug oder Bewässerungswasser kamen. Die seitherigen Gräser verschwanden, und es siedelten sich solche aus feuchterer Lage an (Hafersgras). Am benachbarten Berghang wuchsen mehr und mehr Gehölze, die vorher hier nicht vorkamen. Daß in der bewässerten, gedüngten, bearbeiteten und beschatteten Pflanzung sich noch stärker eine neue Vegetation bildete, war selbstverständlich. Es entstand ein Waldklima und eine Waldflora. So gedieh z. B. eine mannigfache Pilzflora; weiter schossen aus dem Boden Musen und Brombeeren, deren Saat mit dem Bewässerungswasser aus dem Urwald herabgeschwemmt wurde; da sproßten und gediehen prächtig zwischen dem Kaffee und im Forst Ficus, Farren, Frauenhaar, Melde und viele andere und zauberten hier mitten in der Steppe ein Waldparadies hervor.

Als 1929 der Preissturz auf dem Weltmarkt kam und auch die Kaffeepreise rapide fielen, da versuchte ich auf verschiedene Weise die bisherigen Arbeitsmethoden billiger zu gestalten, vor allem Leute zu sparen. Bisher wurde mehreremal im Jahr durch eine Kolonne von Leuten die ganze Pflanzung durchgehackt. Diese ersetzte ich durch kleine Eberhardpflüge, vor die ich zuerst zwei voreinander gehende Esel spannte, die aber zu schwach waren. Dann spannte ich zwei Ochsen voreinander, was auch schlecht ging. Nun ließ ich kurze Joche machen, in denen die Ochsen dicht nebeneinander nun gut gingen. An den 2,5 m auseinanderstehenden Kaffeebäumen trat kein Schaden ein, da ihre Zweige sich wie Ruten bogen, ohne zu brechen, und zurückschnellten. 4 bis 5 solcher Pflüge gingen nun in der Trockenzeit dauernd durch die Kaffeefelder und in den ersten beiden Jahren auch durch den Forst.

bis in diesem der Boden beschattet war. Den Pflug führte ein Mann, das Leitseil ein Kind. Dies war eine große Ersparnis. Der Kaffee wie die Forstbäume waren in einem Abstand von $2,5 \times 2,5$ m gepflanzt, was die Arbeitseinteilung, die, wo nur angängig, im Akkord geschah, sehr vereinfachte.

Wie die Bodenbearbeitung begann ich auch die Bewässerung nach einigen Jahren völlig umzugestalten. Wurden bisher die Bäume mit Erdtellern von etwa 1 m Durchmesser bewässert, die grätenförmig von einem Mittelgraben ihr Wasser empfangen, so behielt ich dies System nur noch bei den jungen Pflänzchen bei, deren Wurzelsystem noch zu klein war. Vom dritten Jahr ab wurden Kaffee und Forst nur noch berieselt, d. h. es wurden kleine Gräben mit dem Pflug in jeder zweiten Kaffeereihe gezogen und in diese das Wasser geleitet, so daß je nach der Wassermenge 12 bis 20 Gräbchen gleichzeitig liefen. Das Wasser brauchte etwa 24 Stunden, um die 200 m eines Schlages zu durchfließen; derartig gierig nahm der Boden das Wasser auf, wobei die Oberfläche völlig trocken blieb, also nicht verkrustete. Kam das Wasser unten an, so wurde es gleich in den nächsten Schlag geleitet. Je 2 Tage durchfloß es jeden Schlag. Dann wurde es umgestellt und einige Tage später die Gräbchen zugepflügt. Das nächste Mal wurden die zuerst trocken gebliebenen Zwischenreihen ebenso berieselt. Hatte ich bei der Tellerbewässerung 10 bis 15 Mann benötigt, so genügten jetzt deren zwei, die nur das eventuelle Ausbrechen des Wassers zu verhüten und das Umstellen zu besorgen hatten. Auch nachts rieselte das Wasser weiter ohne Unterbrechung. So wurden die Kaffeeschläge während der langen Trockenzeit von Juni bis Oktober 2 bis 3mal berieselt, und im Januar bis März, wo aber gelegentlich Gewittergüsse niedergingen, noch einmal. Der Forst bekam in den Trockenzeiten überhaupt kein Wasser, sondern nur noch in den Regenzeiten, wo mir etwa $\frac{1}{2}$ cbm Wasser in der Sekunde aus dem Gebirgsbach zur Verfügung stand, der, nach dem Austritt aus dem Gebirge auf einem von ihm in langen Zeiten aufgehäuften Schuttberg laufend, das Gelände weit überragte, was die Bewässerung sehr erleichterte.

Diese Bewässerung während der Regenzeiten, die ich auch mehr und mehr bei den älteren Kaffeeschlägen anwandte, hatte ausgezeichnete Erfolge. Wo es möglich war, spülte ich auch gleich den Viehdünger mit in die Felder, dabei mich des Herakles und des Lugiasstalles erinnernd. Ich hatte berechnet, daß meine Berieselung mindestens 300 mm Niederschlägen entsprach. Mangelnde Niederschläge können also durch reichliche Berieselung bei den meisten in Frage kommenden Kulturen ersetzt

werden, zumal die täglichen Wetterbeobachtungen ein starkes Ansteigen der Luftfeuchtigkeit in und über der Pflanzung zeigten. Es kam zu viel stärkerer Wolken- und Taubildung, auch zur Milderung der Temperaturgegensätze: die Wärme blieb um 3 Grad gegen die der freien Steppe zurück, lag in der Nacht dagegen um $1\frac{1}{2}$ Grad höher, alles mit dem Schleudthermometer gemessen. Die täglichen Temperaturschwankungen, die in der heißen Zeit 20 bis 25 Grad betragen konnten, gingen also um 4 bis $4\frac{1}{2}$ Grad zurück, was für das Gedeihen der Pflanzen, übrigens auch für das des Viehs, von hoher Bedeutung ist. Diese Waldschaffung hatte endlich noch die Wirkung, daß die Winde nicht nur an den Waldrändern gebrochen wurden, sondern auch im Umkreis der Pflanzung nachließen.

Der zunächst nur als Schutzmantel um die Kaffeepflanzung angelegte Forst wurde im Lauf der Jahre, als ich sein vorzügliches Gedeihen und seine gute Wirkung feststellte, zum Selbstzweck. Hatte ich zunächst nur Zypressen und Eukalyptus gepflanzt, so ging ich bald zu anderen Hölzern über, wie Casuarinen, Erythrina, Gerberakazien u. a., und pflanzte später vorwiegend einheimische Arten, wie Juniperus Procera (Wacholder Art), Lolondo Olmeri, Ringaringa, Mruka (eine Albicia) und andere, die wohl langsamer wuchsen als jene, mir sich aber besser dem Klima anzupassen schienen. Pflanzte ich zuerst reine Bestände einer Art, so ging ich mehr und mehr zu gemischten über mit 3 bis 4 Arten, immer abwechselnd eine Schatten gebende und eine in die Höhe wachsende. Dabei erinnerte ich mich dankbar des forstkundlichen Unterrichts in Witzhausen durch die Professoren Jentsch und Büsgen von der Forstakademie Münden. Bei dem Mischen der Hölzer stellte ich fest, daß manche nicht zusammen paßten, manche, wie Ringaringa, nicht in reinen Beständen gediehen. Zuletzt versuchte ich es noch mit dem wertvollen Teakholz aus Hinterindien.

Bei den Saatbeeten ging ich bald auch eigene Wege, um Leute zu sparen und die Wassergebung nachhaltiger zu machen. Ich begoß die Beete nicht mehr mit Eießkannen, sondern ließ das Wasser durch einen einzigen Mann jeden 3. Tag mit einer Schaufel auf die Beete schippen. Früher hatte ich vier Leute gebraucht, um die einen Morgen große Saatbeetfläche, und zwar täglich, zu begießen. Für diese Methode muß freilich das Gelände vollkommen eben sein und die Beete müssen mit kleinen Wällen umgeben werden, um das Abfließen des Wassers zu verhindern. Schattendächer natürlich und alles andere wie sonst. —

Es wurde hier fast nur Coffea arabica angebaut. Eine C. liberica-Pflanzung im Hinterland von Tanga ist eingegangen. In Uganda wird

vielfach außer *C. arabica* auch *C. robusta* angebaut; bei uns am Kilimandjaro sieht man bei Weißen und Schwarzen nur *C. arabica*!

Die ersten Samen desselben wurden um 1892 von der katholischen Mission Kiboscho von der Insel Réunion (früher Bourbon genannt, wonach noch heute diese Kaffeearietät „Bourbon“ heißt) eingeführt und am Südkilimandjaro ausgesät. Von diesen Samen stammt fast der gesamte Kaffee, der heute in Ostafrika angebaut wird. Mit dieser ersten Saat gelangten aber zwei grundverschiedene Varietäten auf das Festland: der eigentliche „Bourbon“ und eine Varietät, „Java“ genannt. Es war kaum möglich, eine reine Qualität zu bekommen.

Der Bourbon ist für wärmere, trockenere, tiefere Lagen. Er trägt reicher als der Java, ist aber kälteempfindlicher und viel anfälliger für Hemileia (Roter Rost) und für tierische Schädlinge als der Java. Seine Blätter sind dunkelgrün und wie lackiert, und der nicht geköpft Baum hat am Ende jeder Wachstumsperiode eine flache Krone, da die drei obersten Zweigpaare dieselbe Höhe erreichen wie der Mitteltrieb. Dieser beginnt in der nächsten Periode mit dem Wachsen, indem er wie eine Helmspitze hervorschießt. Dann erst folgen die Seitenzweige. Der ganze Baum ist breiter als der Java. Seine frischen Sprosse sind gelblich. In der kalten Zeit bekommt sein Laub einen gelben Rand. Der „Java“ dagegen hat, unbeschnitten, einen spitzkegeligen Wuchs. Der Mitteltrieb wird nie von den Seitenzweigen eingeholt. Das Laub zeigt ein stumpfes, helleres Grün als das von Bourbon. Er ist weniger kälteempfindlich, aber feuchtigkeitsbedürftiger. Darum ist er auch mehr für höhere, feuchtere Lagen geeignet. Er ist widerstandsfähiger gegen Krankheiten, trägt aber weniger und die Kirschen und damit die Samen sind etwas kleiner als die des Bourbon. Die frischen Triebe sind bei ihm bräunlich bis rötlich. Er macht den Eindruck geringerer Hochzuchtung. Ich hatte einen Java, der das ganze Jahr nur rote Blätter trug, aber kaum Früchte. Als Merkwürdigkeit ließ ich ihn stehen. Zwei Bourbon ließ ich durchwachsen; sie erreichten eine Höhe von 5 bis 6 m. Ihre Ernte hing nur in der oberen Hälfte, wohl etwas bedrückt von den nur 2,5 m entfernten, in einer Höhe von 1,7 m geköpften Bäumen.

Um 1930 wurde aus Indien eine Kaffeearietät „Kent“ eingeführt und auch von mir ein Block damit bepflanzt, war aber nichts anderes als eine Varietät unseres Java. Dann brachte man noch aus Jamaika den „Blou mountain“ ins Land. Ich glaube nicht, daß diese beiden Sorten sich besser für unsere Lage eigneten. Bedenken muß man auch immer, daß die Heimat aller Kaffees Afrika ist.

Auf dem ha standen bei mir 1600 Bäumchen. Die erste Blüte fiel auf das Ende des Oktober nach den ersten Monsunregen, die zweite in den Dezember und eine dritte schwächere in den Januar. Die Ernte dauerte von Juni bis August. Nach ihrer Beendigung begann sofort der Hauptkaffeeschritt, später noch ein kleiner. Die Hemileia trat in den kalten Monaten Juni bis August auf. Ungeziefer mußte dauernd bekämpft werden. Die Kaffeewanze suchte zu bestimmten Zeiten in Massen eine kleine Pflanze auf, ein Büschchen, wie ich einmal zufällig entdeckte. Hier konnte sie leicht vernichtet werden.

Neben den Dauerkulturen baute ich schon vom ersten Jahre ab auch einjährige an, vor allem Mais, von dem ich alljährlich 25 ha anlegte als Verpflegung für meine Leute. Da mich die Bewässerung unabhängig von den Niederschlägen machte, wurde er 4 bis 5 mal im Jahr ausgesät. Einige Jahre baute ich Weizen und Roggen, die beide ausgezeichnet gediehen. Als man aber dies Getreide billig von den Eingeborenen kaufen konnte, kam ich davon ab. Aus einem Weizenkorn zählte ich aber 32 Halme. Weiter führte meine Frau den Anbau von Zwiebeln ein, die an Inder verkauft wurden.

Gleich in dem ersten Jahre wurde der Obst- und Gemüsegarten angelegt. Unsere Höhenlage, am Wohnhaus 1340 m, erlaubte den Anbau aller europäischen Gemüse. In Obst zogen wir die verschiedensten Arten tropischer und subtropischer Herkunft. Da waren Bananen, Guajaven (Mapera), Annonen, Maulbeeren, Emben (Mango), Pfirsiche, Orangen, Zitronen, Mandarinen, Pampelmusen, Abakaten (Avokadobirnen) u. a. Von deutschem Obst hatten wir vorzügliche Erdbeeren und Brombeeren.

Was von meinem Land nicht ausgebaut war, diente zu einem kleinen Teil als Weide für mein eigenes Vieh, zum größeren Teil als Weide für das Vieh einiger Massai, das etwa 1100 Stück Großvieh und mehrere Hundert Kleinvieh zählte. Dafür lieferten die Massai täglich 25 bis 30 Liter Milch, jährlich mehrere Ochsen, hin und wieder einige Ziegen. Viel wichtiger aber war für mich, daß ich den Mist aus ihrem Krallen erhielt, den ich jährlich in die Kaffeefelder fuhr, wie ich andererseits den roten, kalkarmen Boden mit der dunklen, sehr lockeren Erde eines benachbarten Kalkberges mergelte.

Dann waren unterhalb der Pflanzung Gräben zu bauen, um das überschüssige Wasser abzuführen; denn zu jeder Bewässerung gehört auch eine Entwässerung. Da waren steinerne Treppenstufen in Gräben mit stärkerem Gefälle einzubauen, um ein Ausspülen zu verhindern —

war es doch einigemal vorgekommen, daß Giraffen in tief ausgewaschene Gräben gestürzt waren und sich den Hals gebrochen hatten. Dort war ein Tränketeich anzulegen. Die Dammschaufel leistete gute Dienste dabei. Eine Menge kleiner Brücken über die Wassergräben mußte gebaut werden. Alte Ölfässer ließen sich dabei gut verwenden.

Neben diesen praktischen Arbeiten gingen mannigfache naturkundliche Beobachtungen einher. Ich richtete für die Hauptwetterwarte in Tabora eine Wetterstation ein. Ich beobachtete den Vogelzug und die bei uns lebenden Vögel und Tiere mit ihren Gewohnheiten. Dazu kamen geologische Beobachtungen, wie das Abschmelzen des Kiboeeises, die Tätigkeit des Vulkans Meru, in dessen nördlichen Teil ein Urgesteinskern steckt, die Reichweite der alten Lavaströme des Meru. Ich beobachtete die mit der Höhe, aber auch horizontal wechselnde Vegetation und deren Abhängigkeit von den Niederschlägen und der Bodenfeuchtigkeit und manches andere.

Im amtlichen Auftrag bekämpfte ich die „Hopper“, die Heuschrecken, von denen drei Arten bei uns in verschiedenen Jahren verheerend auftraten.

Für die Samenzuchtanstalt Petkus führte ich während des deutschen Winters die Vermehrung der weißen Süßlupine durch. Und immer neue Pläne und auch neue Arbeiten kamen. —

Und alles fand mit dem Ausbruch des 2. Weltkrieges auf einen Schlag und für immer ein Ende. Noch am Tage der englischen Kriegserklärung wurden alle Deutschen interniert. Unsere Internierung dauerte nicht lange — schon 1940 kamen wir mit einem großen Transport von Ostafrikanern nach Genua und dann in die Heimat. Das war der Abschied für immer, von Afrika, vom Planen und Streben und Mühen und der Freude des Pflanzenerlebens.“